



Ilse Frapan-Akunian
Der Schmetterling



Ilse Frapan-Akunian


Der Schmetterling

Als Vorlage diente Ilse Frapan, Der Schmetterling,
aus: Schönwettermärchen,
Verlag von Gebrüder Paetel, Berlin, 1908, S.53–64
aus Milalis' Bibliothek.

ngiyaw eBooks unterliegen dem Urheberrecht, außer für die Teile, die public domain sind.

Dieses ebook (pdf) darf für kommerzielle oder teil-kommerzielle Zwecke weder neu veröffentlicht, kopiert, gespeichert, angepriesen, übermittelt, gedruckt, öffentlich zur Schau gestellt, verteilt, noch irgendwie anders verwendet werden ohne unsere ausdrückliche, vorherige schriftliche Genehmigung. Eine gänzlich nicht-kommerzielle Verwendung ist jedoch gestattet, solange das ebook (pdf) unverändert bleibt.

ngiyaw eBooks werden Ihnen *as-is* ohne irgendwelche Garantien und Gewährleistungen kostenfrei angeboten.

© 2009 Sporer Peter Michael für *ngiyaw* eBooks. 
Földvári u. 18, H – 5093 Vezseny
ngiyaw@gmail.com - <http://ngiyaw-ebooks.org>

Es war einmal ein altes graues Städtchen am Fuße eines großen Berges; das hatte lauter kleine graue Steinhäuser und auf dem Markt einen steinernen Glockenturm und daneben die Kirche. An der Kirche war ein großes Brunnenbecken, und das grüne Moos, das in seinen Spalten wuchs, war das einzige Grün in der ganzen Stadt. Und es war ein Wunder, daß es da wachsen mochte, denn das Wasser des Brunnens floß schon lange nicht mehr, die Sonne hatte es ausgetrunken und nichts als Staub in dem Becken zurückgelassen, denn Staub und Sonnenschein waren die Herren in der Stadt. Die kleinen plumpen Steinhäuser standen stumm und verlassen, und nur die Sonnenstäubchen spielten auf den Hausfluren; niemand ging auf den staubigen Straßen, und wenn die Glocke im Turm ihre einsame hallende Stimme erhob, so reckten die Eidechsen auf den Treppenstufen nur spöttisch die schwarzen Zünglein nach der Ruferin, ohne sich von

der Stelle zu rühren, denn es war ihnen behaglich in dem heißen Sonnenschein, der breit und glänzend in all die grauen Spalten und Winkel hineinfiel, als ob er Blumen daraus erwecken wolle.

Es war aber doch jemand in der Stadt.

Im Hause neben dem Glockenturm saß am Fenster ein einsames Jungfräulein mit einer Goldhaube und dunklen Zöpfen. Es trug ein blaues Gewand und Spangen an den Armen, aber die Augen in dem weißen Gesicht blickten gar schläfrig, und sie seufzte oftmals und schüttelte die Zöpfe.

»Es ist so still hier,« sprach sie unmutig, »soll ich hier ewig sitzen in Langeweil und Sonnenschein? Ach, wenn doch einmal, einmal etwas käme!« Sie ordnete den Schleier an der Haube in zierlichere Falten, zog an ihrem Gewande, blickte in den Spiegel, lächelte sich an und sprach: »Ach, wenn doch einer wüßte, wie gut ich mir gefalle, aber es weiß keiner und es kommt keiner, und es ist so schläfrig hier in der ewigen Sonne.«

Sie stützte ihr Haupt in die weiße Hand, allmählich fielen die Lider herab über die müden Augen, und das Köpflein mit der Goldhaube nickte schlaftrunken hin und her, wie ein Traum hindurchfuhr.

Da kam durchs offene Fenster ein weißer Schmetterling herein, flog um ihre Stirn und setzte sich auf ihre roten Lippen. Ihr träumte eben von einem herrlichen Ritter, der gekommen war, sie zu erlösen – da spürte sie die leise Berührung ihres Mundes, meinte nicht anders, als daß

der Ritter gleich mit Küssen bei der Hand sei und rief ärgerlich: »Ei was! ist das Manier?« Da erwachte sie von ihren eigenen Worten, lachte ein wenig und sah erwartungsvoll nach dem Ritter aus.

Von einem solchen war nun freilich nichts zu erblicken, aber vor dem Fenster draußen stand ein frischer junger Bursch, der schaute sie freundlich an. Er hob die weiße Mütze von dem blonden Krauskopf, machte einen zierlichen Kratzfuß und sprach bescheiden: »Der Schmetterling hat mich diesen Weg geführt, schönstes Jungfräulein, mir ahnte wohl, daß er zuletzt auf eine Blume zufliegen werde.« »Blume?« sagte das Fräulein enttäuscht und stirnrunzelnd, »da müßt Ihr weiter gehen, die gibt's hier nicht.« Ei, dachte der Bursch, weiß sie gar nicht, wie schön sie ist? Das wäre mir ein Wunder!

Laut aber sagte er: »Ach nein, nicht Blumen suche ich, sondern Arbeit und wollte nur fragen, ob dieses Haus nicht eine Mühle ist, denn ich bin ein Müller.« »Also kein Ritter!« sagte das Mädchen, »nun das ist schade! Aber eine Mühle habe ich, kommt nur immer herein.«

Der Müllerbursch trat ins Haus. Es hatte nur einen einzigen Raum und in der Mitte eine wacklige Stiege, die das einsame Jungfräulein eben herabkam. »Da!« sagte sie, »wenn Ihr Arbeit sucht, die hier schlägt in Euer Fach. Seit meine alte Amme tot ist, ist auch meine Kaffeemühle zerbrochen, flickt sie und mahlt mir täglich den Kaffee darauf, da habt Ihr Arbeit genug, aber nehmt Euch in acht, daß Ihr nicht dabei einschlaft!«

»Einschlafen? wozu ist denn die Nacht da?« sagte der Bursch ein wenig verdutzt. »Wenn Ihr hier bleibt, werdet Ihr bald auch zu andern Zeiten schlafen,« antwortete sie, »Ihr wißt noch nicht, wie langweilig es hier ist.« »Geht Ihr niemals aus der Stadt hinaus?« fragte der Bursch. »Bewahre!« gähnte sie, »wozu käme mir so etwas in den Sinn!« »O, schönes Jungfräulein,« sprach der Fremde, »so wißt Ihr auch gar nicht, wie schön die Welt ist!« »Die Welt?« Sie blickte ihn mit ihren großen müden Augen an. »Meine Amme sagte, die Welt sei überall gleich, warum sollte sie anderswo besser sein? Flickt nur die Mühle, damit wir Kaffee bekommen.«

Da schwieg er; aber nach einer Weile sprach sie doch: »Nun, so erzählt von Eurer Welt da draußen, es ist nur, damit man etwas hört.« Und der Müller gehorchte. Er war armer Leute Kind und hatte viel von Arbeit und von der Mühe und Sorge,« sich durchzuschlagen, zu erzählen. Aber seine Augen leuchteten, wie er berichtete von seinen Fahrten durch das Land, oft mit müden Füßen und hungrigem Magen, aber dennoch mit offenen Blicken und hellem Mute. Vor allem aber rühmte er den Wald, durch den er eben gewandert war, ehe er das steinerne Städtchen erreichte, seine Schattenkühle und sein Vogelgezwitscher und das weiche Moos und den Thymian. »Der Thymian, Fräulein,« sagte er, »das ist ein vortreffliches Kräutlein; seid Ihr müde, da gibt er Euch ein weiches Lager, dessen würziger Duft alle bösen Leiden der Wanderschaft vertreibt und auch angenehme Träume bringt, habt Ihr

Hunger und etwa nur ein trocken Brot, ihn zu stillen, ei, so schneidet vom Thymian und legt ihn darauf, da schmeckt's auf ein Haar wie Wurst und –« Das Fräulein schüttelte den Kopf: »Nun ist's genug! wißt Ihr nichts besseres? habt Ihr keine Ritter gesehen in der Welt da draußen?« »Ritter, nein!« sagte er nachsinnend, »nicht, daß ich wüßte, schönstes Fräulein!« Da machte sie ein betrübtes Gesicht, gähnte nachdrücklich und sagte: »Nun, so erzählt weiter, meineten!« Er begann von neuem; von seiner alten Mutter redete er, und wie sie ihn so ungerne ziehen lassen und zu den Abschiedsliedern der Burschen, die mit ihm fortzogen, so herzbrechend geschluchzt habe. Und er holte mit Erröten ein schmales Beutelchen hervor und zeigte den Heckpfennig, den sie ihm mitgegeben und die Silberstücke, die er durch fleißige Arbeit erworben und dazu gesteckt hatte. Aber auch dazu gähnte das Fräulein und sagte nur: »Ich möchte doch sehen, was wohl ein Ritter zu erzählen wüßte, wenn der an Eurer Stelle hier säße, und ob er auch wohl so ein Beutelchen bei sich führte.« Da ward der arme Bursche traurig und mochte nicht mehr reden. So ging es jeden Tag. Erst verlangte sie zu hören, und nachher saß sie gleichgültig dabei, lachte nicht und weinte nicht, daß auch dem Erzähler zuletzt beides verging und er sich ganz tot und steinern in seinem Herzen werden fühlte.

Dabei aber tat er alles, was er ihr an den Augen absehen konnte, mahlte nicht nur den Kaffee, wie sie ihm befahlen, sondern machte auch Holz klein und trug Wasser

zu, ja er vermauerte auch einen großen Riß in der Wand, durch den Staub und Sonnenschein zu dem einsamen Jungfräulein hereinkamen. Allein trotz aller Arbeit wurden seine Wangen, die so braun und frisch gewesen, allmählich bleich wie die ihren, und wenn sie immer nur ihr Lieblingswort von der langweiligen Welt hören ließ, da sank auch ihm der Kopf auf die Brust, und er blickte ratlos vor sich nieder. Eines Tages, da sie wieder nichts als Klagen hatte hören lassen, trat er plötzlich auf sie zu, ergriff ihre Hand, sah sie mitleidig an und sprach: »Schönes Fräulein, Ihr habt ein tiefes Leiden und wißt es selber nicht. Wollte Gott, ich könnte Euch davon erlösen, daß Ihr frisch und gesund würdet! Mir hat heute nacht geträumt, wie ich Euch helfen kann. Es wächst eine Blume, die soll ich Euch holen, lebt wohl, bis ich sie gefunden habe!« Und er ging von dannen.

»So!« sagte das Jungfräulein, »nun ist der auch fort, es wird hier immer langweiliger!« Sie setzte sich ans Fenster, sah die Eidechsen aus den Mauerritzen hervorhuschen und darin verschwinden, und hörte, wie die Glocke alle Stunden abrief.

Am andern Morgen, als sie eben ihre langen Zöpfe flocht, stürmte der Müllerbursch zur Tür herein, ganz erhitzt und atemlos; seine Locken flatterten, zerstreute Blumen hingen darin, seine Wangen waren rot, seine Augen klar und fröhlich. »Da ist die Blume,« rief er hastig, ohne das Fräulein anzusehen, »stellt sie ins Wasser, pflegt sie, und beschaut sie täglich, bis sie sich öffnet, es

soll eine große Wunderblume sein! Gott schenke Euch Heilung.« Er wollte zur Tür hinaus. »Wohin wollt Ihr denn jetzt?« fragte das Fräulein und besah die Blume, »denkt Ihr denn gar nicht an Euren Dienst?« »Gewährt mir Urlaub,« sagte er mit gesenkten Blicken, »es ist für alles gesorgt auf ein paar Tage, ich kehre dann zurück!«, Damit verschwand er.

Das Fräulein sah ihm betreten nach; dann betrachtete sie den braunen Zopf in der einen Hand, dann die Wunderblume in der andern. Es war ein langer schwanker Stengel, der sich oben wie eine Gabel teilte und an beiden Zweigenden eine große goldgelbfunkelnde Knospe trug. Sie stellte die Blume auch pünktlich in ein Wasserglas, saß den ganzen Tag davor, blickte sie neugierig an und dachte an den Müllerburschen, und was er doch wohl eigentlich vorhabe. Sie konnte es aber beim besten Willen nicht erraten, und hätte sie ihn fragen können, so würde sie erfahren haben, daß er es selbst kaum wußte. Als er am vergangenen Tage in Gedanken an den Traum und das Fräulein waldeinwärts gegangen war, da hatte er sich anfangs selbst über seine matten Schritte wundern müssen und oftmals auf seine Füße gesehen, die vom Boden nicht hatten los wollen. Allmählich aber war ihm freier ums Herz geworden, wie er den frischen Waldduft getatmet, und ob er gleich treulich rechts und links nach der Blume gespäht, war dennoch das Bild der einsamen Schönen in dem schlafenden Städtchen allgemach hinter ihm geblieben, und er hatte mehr an den Weg ge-

dacht und an die Vögel, die so schnell und leicht über seinen Pfad dahinflogen, und er hatte sie beneidet aus Herzensgrunde.

Da hatte er auf einmal an einem Kornfelde gestanden, am Rande des Waldes; daraus hat Sichelklang getönt, und fernab zwischen den gelben Ähren hat er ein rotes Pünktchen gesehen, bald am Boden, bald höher, schwankend wie eine Mohnblume auf hohem Stengel. Da hat er schnell das Korn beiseite gebogen und ist darauf zugegangen, und das Pünktchen ist größer geworden, und wie er die letzten Halme auseinandergeteilt, da ist es das rote Kopftuch eines Mädleins gewesen, das braun und derb, mit kräftigen Armen die Sichel gehandhabt. Das hat ihn mit muntern Augen angeblinzelt und gesagt: »Guten Tag, Bursch, was machst denn ein Gesicht, als sei'st vom Mond gefallen?

Willst du helfen? Da liegt noch eine Sichel, der Segen muß bald unter Dach, und heut' abend gib't Tanz beim Vogt, wer brav geschafft hat, darf mittun!« Da hat er schnell die andre Sichel ergriffen und rüstig gemäht und des Schweißes nicht geachtet, der ihm von der ungewohnten Arbeit über die Stirn geflossen. Und das Mädlein hat ihm freundlich zugelacht und auf den Abend mit ihm getanzt, und hat unter seinem Kranz von frischen Kornblumen gar hübsch und fröhlich ausgeschaut.

Mitten drin aber ist ihm das einsame Jungfräulein und die versprochene Blume eingefallen, und er hat plötzlich wollen forteilen. Die Schnitterin aber hat die Ursache

wissen wollen, und wie er alles erzählt, hat sie gelacht und gesagt, die Blume solle er am Morgen von ihr selber haben und hintragen, aber hübsch wiederkommen und mähen helfen, das sei besser als Kaffeemahlen. Das hat ihm eingeleuchtet, und als er das steinerne Städtchen erblickt, hat ihm die Luft dort das Herz zusammengeschnürt, und er hat nur hastig seine Pflicht erfüllt und die Blume hingegen, und ist dann wieder hinaus durch den grünen Wald ans das Feld zu dem Mohnblumenmädlein; – und hat das Wiederkommen allmählich ganz vergessen. –

Nun aber das Jungfräulein! Als der erste Tag zu Ende war, ohne daß die Blume etwas Merkliches geschafft hatte, sagte es zu sich selbst: »Morgen, wenn ich meinen Zopf flechte, wird er wiederkommen und mich den Gebrauch der Wunderblume lehren,« und dann ging sie ruhigen Herzens zu Bette. –

Am Morgen sah sie, sobald sie erwachte, gespannt auf die Straße, horchte nach seinen Schritten und flocht eine Stunde lang an jedem Zopf, um ihm Zeit zu geben – aber er kam nicht. Das wunderte und beschäftigte sie so, daß sie den ganzen Tag darüber nachsann und nicht ein einziges Mal zum Einnicken kam. Dasselbe wiederholte sich drei Tage lang. Jeden Abend sprach sie zuversichtlich: »Morgen kommt er gewiß wieder,« und jeden Morgen sah sie sich getäuscht; davon ward sie immer nachdenklicher und hatte die Augen weit offen vom Morgen bis zum Abend. Als sie aber am vierten Tage wieder vergeblich gewartet hatte und nun ihr Blick auf die Knospen

der Wunderblume fiel, da bemerkte sie plötzlich, daß sie ganz so glänzten, wie seine Locken gegläntzt hatten, in dem Augenblicke, als er von ihr ging, und auf einmal sah sie ihn selbst leibhaftig vor sich stehen und ihr mit leidig und treuherzig zuwinken. Da fühlte sie, wie es ihr ganz weit ums Herz wurde, als ob sich eine Kette davon löse, und sie wollte ihm die Hand entgegenstrecken. Aber sie griff in die leere Luft, und dann sah sie sich erschrocken nach allen Seiten um und suchte ihn im ganzen Hause, oben und unten; es war aber nichts da als Staub und Sonnenschein und dazwischen die Spuren seiner Arbeit. Als sie an den Eimer stieß, sagte sie: »wie oft hat er mir darin Wasser geholt!« – als sie an den hellen Fleck in der Wand kam, rief sie: »habe ich ihm dafür gedankt, daß er den Riß zugemauert und die Kreuzotter erschlagen hat, die hier hereingekommen war?« Als sie an seinem Platz vorüberging, seufzte sie: »Da hat er gesessen und mir erzählt von dem grünen Wald und von seiner armen Mutter, und ich habe über sein schmales Beutelchen gelacht! Vielleicht ist er zu ihr zurückgegangen!«

Sie beugte sich wieder über die Blume. Ja! was war aus den gelben Knospen geworden! – Zwei große dunkelblaue Sterne glänzten ihr entgegen, und daraus stieg ein feiner scharfer Duft empor und ihr in die Augen und brannte darin, und dann rann es heiß und feucht an ihrer Wange nieder.

»Ist das der Anfang vom Gesundwerden?« rief sie entsetzt und fuhr sich nach den Wimpern. Da hing ein klarer

Tropfen an ihrem weißen Finger, und durch den Nebel vor ihren Blicken sah sie die beiden blauen Blumensterne wie zwei freundliche bekannte Augen auf sich gerichtet, und sie breitete die Arme aus und schluchzte: »Komm wieder! o komm wieder!«

Aber die Augen blieben unbeweglich, und niemand kam.

Da sagte sie zuletzt: »der Schmetterling hat ihn einmal hergebracht, er wird ihn wiederbringen! ach der Schmetterling! wenn ich nur erst den Schmetterling sähe!« und sie eilte ans Fenster, spähte und wartete. Aber weder der Schmetterling noch der Müllerbursche kam wieder, und sie spähte, wartete und weinte vergebens. Die Blume verwelkte zwar, aber sie war nun in ihr Inneres hineingewachsen, denn immer sah sie das gelbe Haar und die blauen Augen vor sich, so daß sie gar nicht bemerkte, wie sich der Staub in der Stadt immer höher austürmte und wie nur der Sonnenschein derselbe blieb von Jahr zu Jahr. War die Welt noch langweilig? Sie wußte es nicht mehr.

So war sie denn wirklich von ihrem Leiden geheilt, aber sie meinte, sie habe nun ein schwereres. Die Sehnsucht vertrieb ihr den Schlaf, und endlich saß sie gar die Nächte lang und wartete auf den Schmetterling.

Und eines Tages, nach vielen, vielen Jahren, flog wieder einmal ein weißer Falter daher und setzte sich ans Fenster. Da tat es drinnen einen Schrei, und eine kleine, welke, runzelige Hand streckte sich nach ihm aus. Aber seine Flügel waren zerfetzt, und zuckend fiel er zusammen, ein

Häufflein Asche. Da ertönte ein zweiter Schrei, und ein wunderliches greises Köpfchen mit einer Goldhaube bog sich aus dem Fenster und sah zum letzten Male die leere, sonnige, staubige Straße hinab. – Dann sank es zurück, und das kleine Haus am Glockenturm war nun auch leer, wie die übrigen Häuser in der grauen schlafenden Stadt ...